

DIE HISTORISCHE REPORTAGE
IDAF GESCHICHTE - DEUTSCH

Schweiz

SIMON SCHÄFER, CORSIN KIRCHHOFER,
GEORG BACHMANN, TIMO GILLI
(2018)

Im „Jahr ohne Sommer“ kam es zu katastrophalen Missernten. Die Kartoffeln verfaulten, das Brot wurde knapp und sehr teuer.

Hunger, nicht nur früher, sondern auch Heute

Hunger, ein Leiden das unsere Welt heute noch kennt. Täglich erleiden rund 24'000 Menschen den Hungertod. Wir dürfen von Glück sprechen, dass wir in einem Land leben dürfen, in dem wir genug zu essen haben und es Finanziell gut geht. Jedoch war das nicht immer so. Was wenn die Hungersnot nicht nur die Schwellenländer, sondern die ganze Welt betrifft?

Diese schrecklichen Ereignisse haben sich in den Jahren 1815-1818 abgespielt und haben das Leben von vielen Menschen auf der ganzen Welt schwer geprägt. Diese drei Jahre haben weltweit ca. 110'000 Todesopfer gefordert. Die Folge daraus, neben der Verwüstung und Auslöschung der meisten Bewohner auf Sumbawa, war das „Jahr ohne Sommer“, in Amerika auch „the frozen death“ genannt. Laut Experten war der Vulkan einst vor dem Ausbruch ca. 1500m höher. Ungefähr ein Drittel des Vulkans wurde also beim Ausbruch weggesprengt. Rund 10'000 Menschen starben direkt an den Auswirkungen des Ausbruchs. Von den übrigen Menschen, die überlebt haben ist jedoch nicht unbedingt von Glück zu sprechen. Die nächsten Jahre würden hart werden und zusätzliche 100'000 Todesopfer fordern.

In den Regionen rund um den Vulkan sahen die Menschen in den nächsten Tagen keine Sonne mehr. Der Boden wurde unfruchtbar und somit für die nächsten Jahre unbrauchbar. Die Hungersnot und die zunehmend aufkommenden Krankheiten, haben 82'000 Menschenleben gefordert.



Hungernde Familie 1816

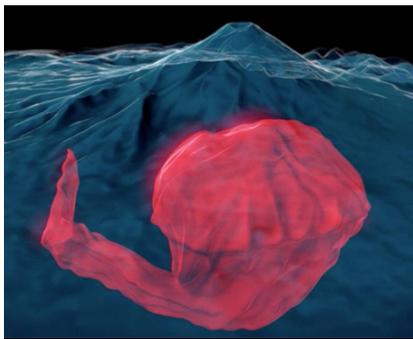


Bauernkind bei Missernte ca. 2000

Naturkatastrophe als Auslöser

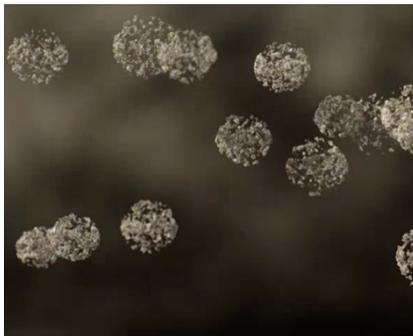
Zu Beginn schauen wir uns an, warum der Vulkan ausgebrochen ist. Dazu haben wir uns mit den Fakten von Experten aber auch mit mehreren Berichten und Aussagen von Zeitzeugen, welche die Katastrophe miterlebt haben, auseinandergesetzt.

Vor fast 200 Jahren wurde unser Planet vom grössten, jemals registrierten Vulkanausbruch erschüttert. Der Ausbruch des Vulkans Tambora in Indonesien hat eine unauslöschliche Spur, in der Geschichte unserer Erde hinterlassen. Die Eruption löste noch eine viel verheerendere Katastrophe aus. Die Eruption löste eine globale temporäre Klimaänderung aus.



Magmakammer Tambora

Etwa 1000m unter dem Meeresspiegel befindet sich eine prall gefüllte Magmakammer. Erst erschüttern kleinere Erdstösse die Region, dann kommt es zu einer gewaltigen Explosion. Die Eruptionssäule steigt 43km in die Höhe. Bis zu 500°C heisse Pyroplastische Ströme rasen den Abhang des Vulkans hinunter. Lawinen aus heisser Asche, Gase und Gestein zerstören alles in ihrem Weg. Um die 60 Millionen Tonnen Schwefeldioxid gelangen in die Stratosphäre und lösen so einen weltweiten Klimawandel aus.



Aerosole

Durch das Schwefeldioxid, welches in die Stratosphäre gelangt, bilden sich winzige Tröpfchen aus Schwefelsäure und Wasser, sogenannte Aerosole.



Reflektion des Sonnenlichts

Die Aerosole reflektieren einen Teil des einfallenden Sonnenlichtes zurück ins All und absorbieren dadurch noch mehr Energie. So erreicht weniger wärme die Erdoberfläche und die Temperaturen fallen.

Für die Bevölkerungen in Europa sind die Auswirkungen katastrophal. Die Schweiz ist dabei besonders stark betroffen. Viele Leute leiden unter Hunger aufgrund von Ernteausfällen oder sterben sogar.



Schraubtaler 1815

Auf sogenannte Schraubtalern haben die Menschen damals die Hungersnot eindrucksvoll festgehalten. Bilder und Texte in Miniaturform, zeigen dramatische Szenen. Gewitter und dunkle Himmelsbilder spiegeln die Not und Verzweiflung der Bauern nieder.

Um dem drohenden Hungertod zu entkommen versuchen viele Menschen ins Ausland zu gelangen. Einige versuchen ihr Glück in Amerika und segeln über den Atlantik.

Was aber würde passieren, wenn ein Vulkan wie der Tambora damals, heute mit einer ähnlichen Stärke ausbrechen würde?

Grosse Mengen aus Staub und Asche würden nicht nur den Flugverkehr für mehrere Jahre zum Stillstand bringen, auch die Auswirkungen für die Weltwirtschaft wären wahrscheinlich katastrophal. Doch ob und wann dieses Szenario eintreten wird, weiss niemand. Es ist auch nicht klar wie lange so ein Vulkan braucht, um so eine grosse Eruption zu produzieren wie im Jahr 1815.



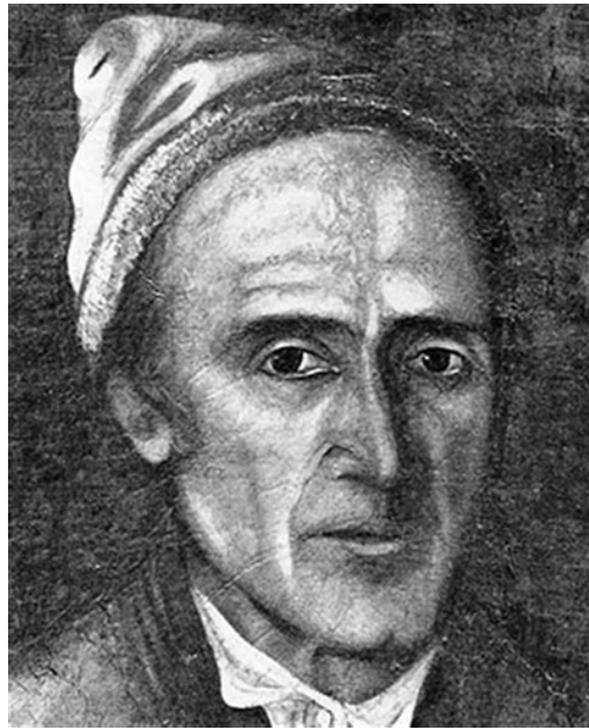
Sumbawa 2018

Auf Sumbawa haben sich schon längst wieder Menschen zu Füßen des Vulkans angesiedelt und die Natur hat die Insel zurückerobert. Doch der schlafende Riese könnte wiedererwachen.

Leben und Tod des Ulrich Bräker

Ein paar Jahre vor der Katastrophe 1815 lebte ein Schweizer, der aus ärmeren Verhältnissen stammte. Er wurde dank seiner Geschichte "Der arme Mann aus Tockenburg" weltweit berühmt. Darin beschreibt er sein schwieriges Leben zu dieser Zeit. Dies zeigt uns, dass die Menschen schon lange vor der Katastrophe Mühe hatten, genügend Essen aufzutreiben.

Ulrich Bräker wird am 22. Dezember 1735 in einem armen Dorf in der schweizerischen Region Toggenburg geboren. Die Bauernfamilie Bräker ist seit Generationen arm. Kaum trägt Ulrich die ersten Hosen, nimmt ihn sein Vater zum Arbeiten mit. Ulrichs Vater kauft sich in der Gemeinde Krynau das kleine Gut Dreyschlatt. Dafür stürzt der Vater sich in Schulden, die ihm 13 Jahre lang ein Leben in Not und Armut aufzwingen. Nach einer gewissen Zeit erwacht Ulrichs Interesse an der Lektüre. Er liest die Bibel und andere religiöse Literaturen und wird vom Pfarrer unterrichtet. Jedoch wird die Schuldenlast für die mittlerweile zehnköpfige Familie so drückend, dass der Vater trotz der erstaunlichen Geduld seiner zahlreichen Gläubiger das Gut Dreyschlatt verkaufen muss. Die Bräkers ziehen im Winter an



Ulrich Bräker Portrait

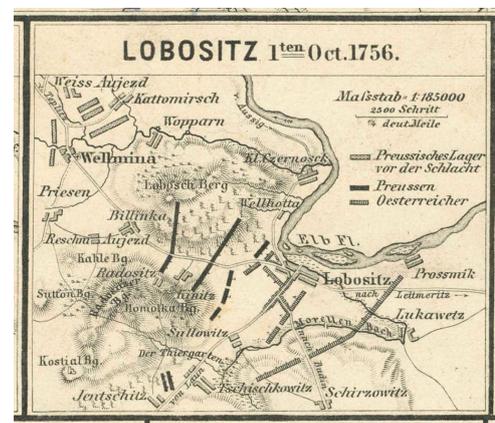
ihren neuen Wohnort, wo Ulrich schwer erkrankt und beinahe stirbt. Nach seiner Genesung gesteht ihm der Vater, dass er sich nicht unglücklich geschätzt hätte, wenn der Junge gestorben wäre, denn es falle ihm von Tag zu Tag schwerer, so viele Mäuler zu stopfen. Während die kleineren Kinder nun zur Linderung der Not spinnen müssen, arbeitet Ulrich als Knecht bei einem Bauer. In seinem 20. Lebensjahr verliebt er sich in Ännchen, die Stieftochter der Nachbarsfamilie. Jedoch erweisen sich die Schüchternheit und die Armut des jungen Ulrich als Hindernisse. Schliesslich kommt es dennoch zum ersten Kuss, und Ulrich hält sich für den glücklichsten Menschen der Welt. Im Herbst des Jahres 1755 überzeugt ein Bekannter Ulrichs Vater, seinen Sohn mit ins Ausland zu nehmen. In der Hoffnung, er werde dort zu Reichtum kommen und nach seiner Rückkehr die Familie aus ihrer wirtschaftlichen Not befreien können. Unter Tränen verabschiedet sich Ulrich von Ännchen, wobei sich die beiden ewige Liebe und Treue schwören.

In Schaffhausen wird Ulrich schliesslich von einem preussischen Offizier angeheuert. Inzwischen geht im Toggenburg das Gerücht um, Ulrich sei als Matrose verkauft worden. Im März 1756 reist Ulrich in Begleitung einiger Rekrutenanwerber nach Berlin. Die Reise ist lang und beschwerlich, die Straßen und Wege sind mit Schnee oder Dreck bedeckt, täglich muss die Gruppe stundenlange Fußmärsche bewältigen. Dem Weltenbummler aus dem Toggenburg bleibt nichts Anderes übrig, als sich seinem Schicksal zu fügen, denn andernfalls droht ihm eine Gefängnisstrafe. Das Soldatenleben ist hart, die Ausbildung streng und wegen jeder Kleinigkeit werden die Soldaten von ihren Vorgesetzten verprügelt. Gemeinsam mit ein paar

anderen Schweizer Soldaten, schmiedet Ulrich Pläne für die Flucht. Als er jedoch miterlebt, wie aufgegriffene Deserteure grausam verprügelt werden, verlässt ihn der Mut. Nach und nach verscherbelt Ulrich all sein Erspartes, das strenge Soldatenleben und die immer drückender werdende Armut lassen ihn in Depressionen versinken. Tagsüber muss er in seiner engen Montur stundenlang strammstehen oder marschierend blitzschnell Handgriffe an seiner Waffe vornehmen, wobei die wütenden Offiziere beim geringsten Fehler mit Stöcken auf ihn einzuprügeln drohen. Nach der Rückkehr in die Kaserne wird den Soldaten befohlen, ihr Gewehr, die Patronentasche und jeden Knopf der Uniform blitzblank zu putzen. Nachts wird Ulrich von Heimweh geplagt, weinend schaut er den Mond an und klagt ihm sein Leid. Die häufigen Manöver deuten darauf hin, dass es bald in den Krieg geht. Tatsächlich wird Ulrich in ein Regiment verlegt, welches kurz darauf Berlin verlässt und nach Osten marschiert. Die oft nächtlichen Märsche sind lang und anstrengend, die hungrigen Soldaten werden jeweils bei Bauern einquartiert, die sie bis aufs Blut aussaugen. Schliesslich schlägt das Regiment bei Pirna für mehrere Tage ein großes Feldlager auf. Doch die Ruhe ist von kurzer Dauer, denn in der Nähe des Städtchens Lobositz kommt es zu einer grossen Schlacht gegen die sächsische Armee.

Als Ulrich zum ersten Mal das Donnern der feindlichen Artillerie hört, würde er sich am liebsten unter der Erde verkriechen. Auch seine Kameraden erstarren in Totenblässe. Der Kampf entwickelt sich zu einem entsetzlichen Gemetzel, bei dem die verwundet, am Boden liegenden Gegner, mit Kolbenhieben oder Bajonettstichen getötet werden. Wie durch ein Wunder bleibt der junge Schweizer unverletzt. Er verschießt während des Kampfes zwar seine ganze Munition, glaubt jedoch nicht, irgendjemand getroffen zu haben. Ulrich nützt das blutige Getümmel, um zu fliehen. Er läuft als Deserteur zum Feind über. Die Sachsen behandeln ihn gut und stellen ihm sogar einen Pass aus, damit er in die Schweiz zurückkehren kann. Nach einem kurzen Aufenthalt in Prag, tritt er schliesslich zu Fuss die Heimreise an, wobei er in Begleitung seines ehemaligen Kameraden Bayern durchquert und nach drei Wochen die Ostschweiz erreicht.

Am Eingang des Städtchens erfährt er von einem Bekannten, dass sein geliebtes Ännchen jemand geheiratet hat und bereits Mutter ist. Ulrich ist bis aufs Innerste erschüttert, lässt sich jedoch nichts anmerken. Seine eigene Familie erkennt ihn zunächst nicht, bricht dann aber in lautes Freudengeschrei aus. An den folgenden Abenden erzählt der Heimkehrer ausführlich seine Geschichte. Mit Ännchen kommt es zu einem kurzen, frostigen Wiedersehen. Die junge Frau entschuldigt sich und sagt, sie habe nicht mehr an Ulrichs Rückkehr geglaubt und sich von ihrem jetzigen Ehemann überreden lassen. Der Betrogene gibt sich ungerührt, verabschiedet sich und geht. Nun muss der Heimkehrer wieder als Salpetersieder arbeiten, denn die Armut der Familie ist nach wie vor gross. Hin und wieder denkt er trotz aller erlittenen Entbehrungen mit Wehmut an sein Soldatenleben zurück und überlegt sogar, aufs Neue auszuwandern. Stattdessen sieht er sich aber nach einer Frau um, wobei ihm zunächst keine auch nur annähernd so gut gefällt wie einst das Ännchen. Ausserdem beginnt er, Baumwollgarn zu verkaufen. Eines Tages erblickt er eine junge Schöne, um die er vorsichtig zu werben beginnt. Nach längerem Zaudern zeigt die Umworbene zwar Interesse, stellt jedoch zahlreiche Bedingungen. Ulrich sollte zuerst ein Haus bauen, denn eine Wohnung sei zu wenig.



Karte der Schlacht von Lobositz 1756

Dieser leidet nicht nur an einer schweren Krankheit, sondern verschuldet sich auch noch, wie früher sein Vater. Obwohl ihm beinahe das Baumaterial ausgeht, bringt er es fertig. Seine Ehefrau ist gebieterisch und bringt ihrem Mann wenig Verständnis entgegen. Die Ehe wird immer wieder von Krisen geschüttelt, bleibt aber bestehen. Im Jahr 1762 stirbt der Vater, weshalb Ulrich die Verantwortung für vier minderjährige Brüder übernehmen muss. Ausserdem kommt bald sein erster Sohn zur Welt. Der Baumwollhandel bringt zwar phasenweise etwas Geld ein, doch ist Ulrich zu gutmütig und leichtgläubig, um seine Geldnot dauerhaft überwinden zu können. Ulrich gibt die Hoffnung auf ein besseres Leben auch dann nicht auf, als durch mehrere aufeinander folgende Missernten eine grosse Wirtschaftskrise über das Land hereinbricht und er seine Familie kaum noch ernähren kann.

„Freylich gab's seit dem Jahre 1760 in unseren Gegenden kein recht volles Jahr mehr. Die Jahre 1768 und 1769 fehlten gar und gänzlich; hatten nasse Sommer, kalte und lange Winter, grossen Schnee, so dass viel Furcht darunter verfaulte, und man im Frühling aufs neue pflügen musste“.

Ständig sagte er zu sich „es wird schon besser werden“. Einzig die Lektüre und das Schreiben, welches von seiner Frau als unnütze Zeitverschwendung verurteilt wird, trösten ihn ein wenig. Zu allem Übel sterben auch noch die beiden erstgeborenen Kinder an der Ruhr. Ulrich erkrankt ebenfalls schwer. Ulrich freundet sich mit einem Mitglied der "Moralischen Gesellschaft" an. Für eine von ihm verfasste Erzählung erhält er ein Preisgeld. Er tritt der Vereinigung bei und verschafft sich auf diese Weise endgültig Zugang zur Welt der Bücher, auch wenn ihn seine Ehefrau mit Vorwürfen überschüttet.

Mehrmals kommt Ulrich in Versuchung, Selbstmord zu begehen oder sich einfach aus dem Staub zu machen, doch das Gefühl der Verantwortung für seine Familie hält ihn davon ab. Eines nachts verfasst er einen Bittbrief an den Pfarrer und Schriftsteller Johann Caspar Lavater. Doch am anderen Tag schämt er sich allerdings ihn abzuschicken. Mit dem Weben von Baumwolltüchern gelingt es Ulrich trotzdem die grösste Not zu überwinden. Im Laufe der Jahre bringt er es sogar zu bescheidenem Wohlstand. Ulrich geht es nun ganz passabel, seine Kinder wachsen heran, die Ehe ist zwar nicht wirklich glücklich, aber dauerhaft. Er führt nun zumindest äusserlich ein Leben alltäglicher Zufriedenheit, hinter dieser Fassade kämpft er aber immer wieder gegen seine Leidenschaft und seine Phantasie an, die ihn stets daran denken lassen, dass jenseits der Toggenburger Grenzen vielleicht ein grösseres, bedeutsameres Leben möglich gewesen wäre. Obwohl er es als Tuchhändler zeitweise zu bescheidenem Wohlstand bringt, holt ihn die Armut schlussendlich immer wieder ein. Noch kurz vor seinem Tod am 11. September 1798 muss er sich bankrott erklären.

Obwohl er ständig dafür kämpfte ein besseres Leben führen zu können, wird er von der Armut und anderen Sorgen überrumpelt. Ein paar Jahre später, nicht weit vom damaligen Wohnort des Ulrich Bräkers, gab es einen zweiten Zeitzeugen. Sein Name war Peter Scheitlin und er bereiste das Glarnerland. Ausserdem hat er seine Eindrücke über die Hungersnot im Jahr 1815 aufgeschrieben.

Mitleid und Abscheu vor der Hungernder Unterschicht

„Als ich in eine dieser Hütten, oder eines dieser Löcher eintrat, befiehl mich beinahe ekelndes Entsetzten. In einem kleinen Stübchen waren etwa acht Menschen in schwarzen Lumpen, die als zerrissene Fetzen kaum noch zusammengehalten wurden. Die Menschen sassen auf dem Boden, abgemagert und schwach und ein halbtotes, blasses Baby lag in der Wiege“.



Hungersnot 1816

Peter Scheitlin ist ein Zeitzeuge der grossen Hungersnot von 1816 bis 1817. Diese grosse Hungersnot betraf vor allem Europa, grösstenteils aber die Deutschschweiz. Was Peter Scheitlin sieht, schockiert ihn zutiefst. Zurück nach seiner Reise aus dem Glarnerland schreibt der St. Galler Gelehrte und Pfarrer seine Eindrücke und Erlebnisse auf. In seinen aufgeschriebenen Berichten übertreibt der 37- Jährige nicht. In der Ostschweiz sind in dieser Zeit mehr als 15'000 Menschen an Entkräftung, Hungerskrankheiten und Epidemien gestorben. Peter Scheitlin hat sich zu Fuss auf den Weg nach Glarus gemacht, um das Unglück zu dokumentieren und um Hilfe zu leisten.

„Es war schrecklich. Mit leeren Blicken starrten mich die Menschen in dem leeren Raum, nicht nur die Kleider, sondern auch das familiäre Band war zerrissen. In einer Wiege lag ein Baby, wenn sie mich fragen ist es zum Tode geweiht, es hat keine grossen Überlebenschancen. Die Einwohner dieses Hausen sehen aus, als wären sie von einem Grab hervorgescharrt.“

Mit diesem Zitat beschreibt der Gelehrte Scheitlin seine ersten Eindrücke der Hungersnot, als er die erste betroffene Familie in ihrem Haus besucht. Weiter berichtet er, dass jegliche Einrichtung und Möbel fehlten, weder Stühle noch ein Tisch, nicht einmal Betten mit Bettzeug waren vorhanden. Die drastischen Worte von Peter Scheitlin zeigten klar auf, wie schlecht es um diese Familie stand, „Wände und Boden waren schwarz, alle schlafen auf dem Boden, essen auf dem Boden und liegen sonst auf dem Boden“. Die Empfindungen Scheitlins, gegenüber dieser Familie, schwankten zwischen Mitleid und Abscheu vor diesen Kreaturen. Er empfindet sie als minderwertige Spezies. Eine spürbare Reaktion dieser Hungersnot wurde in den Städten bemerkbar. Tausende der Leidenden und Hungernden ziehen in die Städte, um nach Brot und Almosen zu bitten, weil sie sich da Rettung erhoffen. Einige der Menschen versuchen ihr Glück im Ausland wie Nordamerika, Brasilien, Russland und Ungarn. Allein im Kanton Appenzell kommen mehr als 6'000 Menschen ums Leben, weiter schrieb der Augenzeuge, dass manche Gebiete bis zu Zehn Prozent ihrer Bevölkerung verloren haben.

Mehrere Faktoren begünstigten das Auftreten dieser Katastrophe. Eine der Gründe waren die garstigen Temperaturen. Die Hungersnot fiel in die besonders kalte Endphase der kleinen Eiszeit. Ein weiterer wesentlicher Faktor der Katastrophe war der gigantische Ausbruch des indonesischen Vulkans Tambora im Frühling 1815. Das ausgestossene Schwefeldioxid schränkte die Sonneneinstrahlung ein, worauf Europa und Nordamerika ein ausserordentlich kühles und nasses Jahr 1816 erlebten. In der Schweiz kam es so weit, dass es im Sommer geschneit hat. Folglich führte dies zu grossen Missernten, Früchte und Getreide reifte nicht und die knappen Waren wurden zu hohen Preisen gehandelt. Dies traf die Unterschichten stark. Scheitlin beschrieb dieses Ereignis als „Das Jahr ohne Sommer“.

Scheitlin schreibt zudem in seinen Erzählungen über das Verhalten der verschiedenen Kantone. Der eidgenössische Staatenbund war ein schwaches Gebilde. Die Armut wurde von der Obrigkeit, wie dazumal üblich, situativ und willkürlich bekämpft. Die Kantone waren untereinander zerstritten, besser gesagt standen sie zu der Restaurationszeit am Rande eines Bürgerkriegs. Statt sich zu verbünden wurden die Grenzen dichtgemacht und Kornlieferungen verboten. Einige Kantone hatten ihre Vorräte aufgefüllt indem sie im Ausland Getreide einkauften. Der Vorschlag von Luzern, gemeinsam Getreide im Ausland zu kaufen wurde abgelehnt und als die Not ausbrach, behielten die gut gerüsteten Kantone das Korn für sich. Den Zeitgenossen war das Fehlen der innereidgenössischen Solidarität, die der Bundesverfassung eigentlich forderte, bewusst. Doch die Hoffnung auf ein brüderliches Entgegenkommen, treues Mitteilen und gemeinsames ausharren war schnell verflogen.

Die Hungerskrise war in der Schweiz, war so gross, dass internationale Solidaritätsaktionen hervorgerufen wurden. Einige Städte haben Geldbeträge an die Schweiz überwiesen. Zudem kamen Privatpenden, oft von ausgewanderten Landsleuten oder von Schweizer Offizieren in französischen Diensten. Die grösste Spende aber kam vom Russischen Kaiser, der ca. 100'000 Rubel an die Eidgenossenschaft spendete. Zudem wurden auch Kleider und Essen gespendet. Eine Schätzung der Spenden betrug rund 280 Millionen Franken, die zur Unterstützung des Wiederaufbaues der Schweiz und der Bevölkerung dienten.

Die verschiedenen Kantone wurden unterschiedlich stark von der Hungersnot getroffen. Im Kanton St. Gallen sind etwa 1800 Leute an Typhus, Fleckenfieber und dem Hunger gestorben, damals machte dies 1/25 der Kantonsbevölkerung aus, was doch ein anschaulicher Teil war. Glücklicherweise hatte der Kanton einen Kornspeicher für Notzeiten wie diese, aus welchem er das Korn an die Bevölkerung für einen Erschwinglichen Preis verkaufen konnte. Auch wurde eine Fremdenkasse für Spenden eröffnet mit welcher jegliche Spenden gesammelt und an die Hilfsorganisationen verteilt wurde. Ein Teil des Geldes, welches der russische Zar Alexander gespendet hatte, ging an die ärmsten und am härtesten betroffenen Gemeinden des Kantons.

Das Appenzell wurde sehr hart von der Not getroffen. Etwa 10 Prozent der Appenzeller Bevölkerung starb in den Jahren 1816-1818. Die Zahl der armen stieg auf 18'000 und die Leute assen was man auch immer den Hals herunterbringen konnte. Der Kanton Appenzell hatte kaum Armenhilfe oder Notvorräte und war deshalb dem Leiden ohne Puffer ausgesetzt.

Auch der Kanton Glarus wurde sehr heftig vom Elend getroffen, so heftig, dass man bereits in 1816 Kadaver und Aas gegessen hatte. Ein Verzeichnis von nahrhaften Wurzeln und Kräutern wurde ausgearbeitet. Viele Leute sind an den unnatürlichen Nahrungsmitteln und der Schwäche des Hungers verstorben. Grosszügige Spenden kamen von Kantonen und dem russischen Zaren in den Kanton und es wurde viel Geld von den Nahrungsmittelwucherern abgenommen.

Nach dem die grosse Krise 1818 überstanden war, hörten die Misstände jedoch nicht auf, es dauerte eine Weile bis wieder genügend Getreide und Vieh vorhanden war, dass die Menschen wieder „anständig“ essen konnten. So blieb auch die Arbeitslosigkeit für eine Weile vorhanden, und die armen Menschen mussten sich weiterhin mit den Hilfsgesellschaften über die Runden Helfen, welche ihre Suppenküchen noch für einige Zeit nach der Not offenhielten.

Zustände in der Schweiz mit der Teuerung 1817

In der Zwischenzeit haben wir einen Zeitzeugen getroffen. Der ältere Mann hat die Hungerkrise miterlebt. Er reiste zu dieser Zeit ebenfalls durch die Schweiz wie einst der Peter Scheitlin. Damals konnten sich die Leute die Hungersnot nicht erklären und wurde als eine Strafe Gottes angesehen.

Im Kanton Glarus und St. Gallen litten die Menschen besonders darunter. Der Mann berichtet uns von einer Überbevölkerung, welche zu dieser Zeit in Glarus herrschte. In den Städten säumten Bettler und Bettlerinnen die Strassen, welche vom Land in die Stadt gezogen sind, mit der Hoffnung, etwas Geld zu verdienen.

„Die Städte erinnerten an Leichenäcker“

An Schulbildung für Kinder war oftmals gar nicht zu denken. Sie mussten hart arbeiten, um etwas essen zu bekommen. Kinder bis sechs Jahre waren besonders anfällig auf Krankheiten. Viele Kinder mussten daher schon früh sterben. Die Schweizer Bevölkerung war so stark von der Landwirtschaft abhängig, dass sie auf kaum andere Produkte zurückgreifen konnte. Die Schweizer und Schweizerinnen mussten das Vieh schlachten, weil sie es nur noch ungenügend ernähren konnten. Die Bevölkerung hatte schon vor der Hungerkrise beschränkte Mittel, um sich zu ernähren und mussten bereits dort ihre Rationen gut einplanen.

Immerhin versuchten sich die Leute gegenseitig zu helfen. Menschen, welche schon nahe am Tod waren, gaben ihr Essen an Angehörige, welche in einer noch schlechteren Verfassung waren. Die Bettler und Bettlerinnen, welche jeden Tag vom Land in die Stadt gereist sind, wurden in Zwangsarbeitsanstalten gesteckt. Sie erhielten richtige Kleider und als Gegenleistung für die Arbeit erhielten sie Medikamente und Essen. Der Umgang war menschenfreundlich, solange sie sich an die Regeln hielten. Arbeiter und Arbeiterinnen, welche sich dagegen wehrten, mussten hungern, wurden geschlagen oder eingesperrt.

Es schneite unablässig in der Schweiz und das Futter und das Heu des vorherigen Jahres ging zu Ende. Die Preise stiegen bis zum sechsfachen an, man musste daher das Vieh verkaufen oder schlachten. Auch bei anderen Gütern stieg der Preis ins Unermessliche an. Die Krise in der Schweiz wurde daher nicht als Hungerkrise, sondern als Teuerung angesehen. Aus Sicht der Betroffenen war die Teuerung der Produkte für die menschliche Not ausschlaggebend und nicht die Umwelt. „Nicht mehr viel hätte es gebraucht und alle Armen wären gestorben, die Mittelleute arm geworden, und die Reichen Mittelleute.“ Die Schilderungen vom älteren Mann lassen uns erschauern. Er sah schreckliche Haushalte, welche den ganzen Tag hungern mussten. Abgemagert harrten sie den ganzen Tag in ihren Häusern aus, hatten keine Arbeit und warteten nur auf Essen. Das Gebet Jesu: „Gib uns heute unser tägliches Brot“, nahm eine furchtbar ernste Bedeutung an. Als die Frühlingszeit anbrach, stieg die Hoffnung der Bevölkerung. Kräuter und Beeren wurden gesammelt, es wurde alles auf eine Weise zubereitet und verwertet. Die Hungersnot liess die Bevölkerung erzwungenermassen kreativ werden. „Sie assen Katzen, Eingeweide und



Papinischer Topf

Blut.” Mit dem papinischen Topf wurden diverse Materialien eingeschmolzen, wie z.B. Knochen und zum Verzehr zubereitet. Oftmals wurden durch explodierenden Töpfen ganze Küchen zerstört. Die rumfordische Suppe erlangte grosse Bekanntheit in der Schweiz, sie war ein Gericht für die Armen und bestand aus Erbsen, Kartoffeln, Gersten, Essig und Salz.

Der zusätzliche Einfluss von verschiedenen Naturkatastrophen verschärfte die Lage zusätzlich. Die anhaltenden Regenfälle und Schneeschmelze in den Bergen führten zu starken Überschwemmungen. Zuerst der Rhein und später auch der Bodensee traten über die Ufer, dadurch wurde eine grosse Menge Land geflutet. Saaten, Gemüse und Früchte strömten in den Bodensee. Lawinen, welche sich durch den vielen Schnee öfters von den hängen lösten als sonst, zerstörten Häuser und Ställe mit Vieh und Gras. Zudem setzte Hagel den Feldern zu und zerstörte ebenfalls Ernten. Diese Einflüsse brachten die Leute nahe ans Verderben.

Die Schweizer Bevölkerung war im Elend, kein Essen, zu wenige Ernten, diverse Naturkatastrophen, eine enorme Preissteigerung, keine Arbeit und eine Besserung war in naher Zukunft nicht in Sicht. Es waren für heutige Verhältnisse unvorstellbare Umstände, mit denen die Schweizer Bevölkerung damals zu kämpfen hatte. Ihre Hoffnungen wurden während diesem Jahr immer wieder zurückgebunden und sie mussten immer wieder mit Rückschlägen zurechtkommen.

Sinnesänderung durch scheinheiliges Predigen

Eine bemerkenswerte Figur der Hungersnot 1816-1818 war die Gräfin Krudener, die es sich selbst zur Aufgabe gemacht hatte eine Sinnesänderung in der Bevölkerung hervorzurufen. In Basel begann sie an einem Gasthof als Busspredigerin aufzutreten. Im Gegensatz zu den anderen Busspredigern, die fast immer recht schäbig gekleidet waren konnte sie mit ihrem gebildeten und adelig gekleideten Äusseren, viele gutgestellte und reiche Stadtleute anziehen. Die Baronin war leider das genaue Gegenteil von gebildet oder Intelligent, sie stellte grundfalsche Behauptungen auf und erzählte den Zuhörern fragwürdige Lehren so das bald schon die Kritik an ihr laut wurde. Sie forderte die Menschen auf Europa zu verlassen und nach Russland zu ziehen, da Europa laut ihr bald zerfallen würde. In Basel verbot man ihr Amtlich den Mund, da sie die Massen so bewegt hatte, dass sie als Subversiv galt. Verbittert zog sie nach Baden wo sie eine eigene Suppenküche betrieb und Almosen an Arme und Hungrige verteilte. So wuchs ihre Zuhörerschaft nicht nur um Gutgestellte Stadtleute, sondern auch um viele arme Leute. Sie benutzte jegliche Gelegenheiten die sich bei einem Grossen Menschauflauf darbieten um ihre Predigen zu halten, vom Jüngsten Gericht zu erzählen und um mit den Leuten zu beten und deren Glauben an Gott zu verstärken. Berichten zufolge sollte sie gar tausende von Leuten um sich geschart haben, welche ihr eifrig zuhörten. Jedoch stiess sie auch bei vielen Leuten Sauer auf, da sie jedem Gerücht leichtgläubig Glauben schenkte und diese Munter unter ihrer Gefolgschaft verbreitete. Bei Debatten mit Männern konnte sie sich kaum verteidigen da sie alles zu einer Sache des Glaubens machte obwohl ihr „Wissen“ noch so Grundfalsch war. Solche Debatten endeten damit, dass die Gräfin Zornig wurde und ihren Gesprächspartnern einen Kirchenbann verhängte bevor sie Wütend abdampfte. In den Zeiten der Not und des Hungers bewegte sie die Schaare ihrer Zuhörer so sehr, dass sie von Deutschland als Subversiv verbannt und nach Russland eskortiert wurde, wo sie dann alleine und Arm verendete.

Rückblickende Zusammenfassung

Schnee im Sommer? In der heutigen Zeit, in welcher die Klimaerwärmung allgegenwärtig ist, wahrscheinlich unvorstellbar. Das „Jahr ohne Sommer“ verursachte Missernten und Hunger. Auch in der Schweiz gab es nicht immer genügend zu essen und viele Menschen mussten jahrelang leiden oder starben an dessen Folgen. Es fanden auch Flüchtlingsströme statt. Nicht wie die heutigen Flüchtlingsströme von Afrika nach Europa, sondern von Europa nach Amerika. Die Leute segelten über den Ozean, mit der Hoffnung auf mehr Nahrung und ein besseres Leben.

In der heutigen Zeit wäre eine solche Hungerkrise in der Schweiz wohl nicht möglich. Der technische Fortschritt und die Hilfe durch andere Staaten würden uns wohl aus dieser Situation befreien. Man sieht jedoch, Hunger war schon immer ein Thema und wird es wohl leider auch immer bleiben.